

Wanjka.

Eine Weihnachtsgeschichte von A. Tschekoff.

Wanjka Schukoff, ein neunjähriger Knabe, der seit drei Monaten beim Schuhmacher Mjachin in der Lehre war, legte sich in der Weihnachtswacht nicht schlafen. Nachdem der Meister, seine Frau und die Gesellen zur Frühmesse gegangen waren, holte er aus dem Schrank des Meisters ein Fläschchen mit Tinte und den Federhalter mit der verrosteten Feder hervor, legte ein zerknittertes Stück Papier vor sich hin und fing an zu schreiben. Bevor er den ersten Buchstaben aufs Papier brachte, blickte er einigemal furchtbar nach der Türe und den Fenstern, warf einen Seitenblick auf das dunkle Heiligenbild, zu dessen beiden Seiten sich mit Leisten gefüllte Regale hingen, und seufzte schwer. Das Papier lag zum Schreiben bereit auf einer Bank, vor der er kniete.

„Lieber Großvater Konstantin Makarytsch!“ schrieb er. „Ich schreibe Dir einen Brief. Gratuliere zu Weihnachten und wünsche Dir alles vom lieben Gott. Ich habe weder Vater, noch Mutter, und da bist Du mir allein geblieben.“

Wanjka blickte auf das dunkle Fenster, in dem der Widerschein seines Lichts schimmerte, und stellte sich lebhaft seinen Großvater Konstantin Makarytsch vor, der als Nachtwächter bei Herrn Schwareff diente. Er ist ein kleines, sehr hageres, aber ungewöhnlich flinkes und lebhaftes altes Männchen von 65 Jahren mit ewig lächelndem Gesicht und blinkenden Trinkeraugen. Am Tage schläft er in der Gefindefüche oder treibt seinen Scherz mit den Köchinnen, in der Nacht aber geht er, eingehüllt in einen weiten Pelz, um den Gutshof und schlägt auf sein Brett. Hinter ihm schreiten mit gesenkten Köpfen und hängenden Schwänzen die alte braune „Kaschtanka“ und der „Schwarze“. Der „Schwarze“ ist ungewöhnlich ehrerbietig und zärtlich, sieht alle Menschen, die bekannnter wie die fremden, gleich freundlich an, genießt aber trotzdem kein Vertrauen. Unter seiner Ehrerbietigkeit und Demut verbirgt sich die jesuitische Niedertracht. Niemand versteht besser als er, zur richtigen Zeit sich heranzuschleichen und einen am Wein zu packen, in den Eiskeller zu kriechen oder einem Bauer ein Huhn zu stehlen. Mehr als einmal wurden ihm die Hinterbeine gebrochen, ein paarmal wurde er aufgehängt und jede Woche prügelte man ihn halbtot, aber er kam stets auf. Jetzt steht der Großvater sicher am Tore, blinzelt mit den Augen zu den hellroten Fenstern der Dorfkirche hinüber, stampft in seinen Filztiefeln und scherzt mit dem Besinde. Sein Brett ist an den Gürtel angebunden. Er schlägt die Hände zusammen, krümmt sich vor Kälte und kneift kichernd bald ein Stubenmädchen, bald eine Köchin. „Wollen wir jetzt nicht einmal schnupfen!“ sagt er und reicht den Weibern seine Tabaksdose. Die Weiber schnupfen und niesen. Der Großvater gerät in unbeschreibliches Entzücken, bricht in ein frohes Lachen aus und ruft: „Reiß ab, es ist angefroren!“

Auch die Hunde bekommen vom Schnupstabaß. „Kaschtanka“ niest, schüttelt den Kopf und geht gekränkt zur Seite. Der „Schwarze“ niest aber aus Ehrerbietigkeit nicht und wedelt mit dem Schwanz. Das Wetter ist herrlich. Die Luft ist still, klar und frisch. Die Nacht ist dunkel, aber man sieht das ganze Dorf mit seinen weißen Dächern und dem emporzüngelnden Rauche, die vom Froste versilberten Bäume und die hoch angewehten Schneehügel. Der Himmel ist ganz mit fröhlich blinkenden Sternen bedeckt und die Milchstraße zeichnet sich so deutlich ab, als hätte man sie vor den Feiertagen gewaschen und mit Schnee abgerieben . . .

Wanjka seufzt, taucht die Feder ein und fährt fort zu schreiben: „Gestern aber erhielt ich Wische. Der Meister schleppte mich an den Haaren auf den Hof und prügelte mich mit dem Riemen, weil ich ihr Kind in der Wiege schaukelte und zufällig einschliefe. Eines Tages aber ließ mich die Meisterin einen Sering reinigen. Ich fing am Schwanz an, da nahm sie den Sering und stieß ihn mir mit der Schnauze in die Fraße. Die Gesellen lachen über mich, schiden mich in die Kneipe nach Branntwein und sagen, ich soll von dem Meister saure Gurken stehlen, der Meister aber schlägt mich mit allem,

was ihm unter die Hand kommt. Zu essen gibt es gar nichts. Am Morgen erhalten wir Brot, zu Mittag Grütze und am Abend wieder Brot; Tee oder Kohlsuppe bekomme ich nicht, das fressen der Meister und die Meisterin selbst. Schlafen muß ich im Korridor, wenn aber ihr Kindchen weint, schlafe ich gar nicht, sondern schaukele die Wiege. Lieber Großvater, tu mir um Gotteswillen den Gefallen, nimm mich von hier nach Hause, ins Dorf, ich kann nicht mehr aushalten . . . Ich liege vor Dir auf den Knien und werde ewig zu Gott für Dich beten, nimm mich von hier, sonst sterbe ich . . .“

Wanjka verzog den Mund, rieb sich mit seiner schwarzen Faust die Augen und schluchzte. „Ich will Dir Tabak reiben,“ fuhr er fort, „will zu Gott beten, wenn ich aber nicht artig bin, schlage mich so viel Du Lust hast. Wenn Du aber meinst, ich könnte keine Stelle bekommen, da will ich um Jesu willen den Verwalter bitten, daß ich ihm die Stiefel putzen darf, oder ich werde an Fedjkas Stelle Hirt werden. Lieber Großvater, es ist hier nicht zum Aushalten, besser den Tod. Ich wollte zu Fuß nach Hause laufen, aber ich habe keine Stiefel, und fürchte mich vor Frost. Wenn ich groß bin, will ich Dich für alles, was Du mir getan hast, füttern und Dich schützen. Wenn Du aber tot bist, werde ich für die Ruhe Deiner Seele beten, ebenso wie für Mutter Pelagea. — Moskau ist eine große Stadt. Die Häuser sind alle herrschaftlich, und es gibt viele Pferde, aber keine Schafe und die Hunde sind nicht böse. Hier ziehen nicht die Kinder mit dem Stern herum, und in der Kirche erlaubt man nicht auf dem Chor mitzusingen; einmal aber habe ich in einem Laden im Fenster Haken zum Angeln gesehen, sie werden fix und fertig für jeden Fisch verkauft, sehr gute Haken, und es gibt sogar einen Haken, der einen vierzig Pfund schweren Lachs aushalten kann. Und ich habe Läden gesehen, wo allerhand Gewehre, so wie unser Herr hat, waren, die kosten wahrscheinlich hundert Rubel jedes . . . In den Fleischläden gibt es Rebhühner und Auerhähne und Hasen; wo sie geschossen werden, das sagen die Verkäufer nicht. Lieber Großvater, wenn die Herrschaften einen Baum mit Geschenken machen, nimm für mich eine vergoldete Nuß und versteck sie in Deinem grünen Kasten. Bitt das Fräulein Olga Ignatjewna, sag ihr, es sei für Wanjka.“

Wanjka seufzte tief und starrte wieder auf das Fenster. Er erinnerte sich, daß Großvater stets den Baum für die Herrschaften aus dem Walde geholt und ihn dazu mitgenommen hatte. Es war eine schöne Zeit gewesen. Der Großvater krächzte, und der Frost krächzte, und wie die beiden krächzten, krächzte auch Wanjka. Ehe der Großvater den Tannenbaum fällte, rauchte er seine Pfeife aus, schnupfte lange und machte sich über den verefrorenen Wanjka lustig . . .

Die jungen Tannen standen, eingehüllt in Reif, unbeweglich da und warteten, wer von ihnen sterben sollte. Plötzlich jagt über Schneehügel, wie ein Pfeil, ein Gase vorbei . . . Der Großvater kann sich nicht enthalten zu rufen: „Galt ihn halt ihn . . . Ach, du verschnittener Teufel!“

Die gefällte Tanne schleppte der Großvater ins Haus zu den Herrschaften, und dort schmückte man sie . . . Am meisten beschäftigte sich damit Fräulein Olga Ignatjewna, Wanjkas Liebling. Als noch Wanjkas Mutter, Pelagea, lebte und als Stubenmädchen bei den Herrschaften war, fütterte Olga Ignatjewna Wanjka mit Bonbons und hatte ihm Lesen, Schreiben und Zählen bis hundert und sogar Quadrilletenzen beigebracht. Als aber Pelagea gestorben war, wurde der Waisenknabe Wanjka in die Küche zum Großvater geschickt und später zu dem Schuhmacher Mjachin.

„Komm, bitte, hierher, lieber Großvater,“ schrieb Wanjka, „ich bitte Dich um Christi willen, nimm mich von hier. Habe mit mir unglücklichem Waisenkinde Erbarmen, hier schlagen mich alle, und ich möchte so fürchtbar gern essen, und es ist so traurig, daß ich das nicht mal sagen kann, ich weine in einem fort. Und vor ein paar Tagen hat mich der Meister mit der Peitsche auf den Kopf geschlagen, so daß ich hinfiel und mit knapper Not zu mir kam. Mein Leben ist ganz fürchtbar, schlimmer als ein Hundeleben . . . Und ich grüße noch Alena, den schiefen Jegorka und den Kutsher; meine Harmonika gib aber niemand. Ich bleibe Dein Enkel Iwan Schukoff, lieber Großvater, komm hierher.“

Wanika faltete das beschriebene Stück Papier zusammen und steckte es in ein Kuvert, das er gestern für eine Kopie gekauft hatte . . . Er dachte ein wenig nach, tauchte die Feder in das Tintenfaß und schrieb die Adresse:

„In das Dorf dem Großvater.“

Das steht ihm aber so rein und leer da. Er kratzt sich, denkt ein wenig nach und fügt dann hinzu: „Konstantin Mararytsch“, die Vornamen des Großvaters, weiter weiß er nichts.

Zufrieden, daß man ihn beim Schreiben nicht gestört hat, legt er die Mühe auf und läuft im Gemde, ohne den Pelz umzulegen, auf die Straße . . .

Die Verkäufer im Fleischladen, die er gestern ausgefragt hatte, hatten ihm gesagt, daß die Briefe in den Briefkasten gesteckt werden. Aus den Kästen werden sie von bekrünten Kutschern mit Postpferden — Troikas — mit lautem hellem Schellengeklänge über die ganze Erde hingeführt. Wanika lief zum ersten Briefkasten hin und steckte den teuren Brief in den Spalt . . . Von süßen Hoffnungen eingewiegt, schlief er schon nach einer Stunde . . . Er träumte von einem Ofen. Auf dem Ofen sitzt der Großvater mit herabhängenden Weinen und liest den Köchinnen den Brief vor . . . Um den Ofen wandert der „Schwarze“ und wedelt mit dem Schwanz . . .

Die Strümpfe.

Von Werner Peter Larsen.

Vater Heim lag im Bett und unterhielt sich mit seinem Nachbar. Er war redseliger als sonst und auch weniger brummig. Es kam ihm alles erträglicher vor. Einmal lachte er sogar. Er lachte laut, so daß es durch den Saal schallte und einige die Köpfe wandten. Es war zu sehen, Vater Heim hatte keine Schmerzen.

„Ja wees jamisch, wat es is“, sagte er. „Sowat ha' id erst inma in die Zehens und det ganze Been lang, bis raus fast, heite — nischt. Nicht die Spur.“

„'s Wetter wird ständig!“

„Nechtlich.“

Er warf einen Blick hinaus.

Es war klar und deutete auf Frost. Eine Zeilang war Stille. Am Ende der Parade erzählte der Sattler von seinen Leiden. Drei Monate lag er nun da. Seit dem Herbst. Und voriges Jahr von November bis März. Und nicht besser . . . Was sollte das werden? Das fragte er immer wieder, Wärter und Kranke, oft mitten in der Nacht. Aber hier verstand man ihn nicht. Man hörte nur murmeln.

Vater Heim gähnte.

„Wat se da bloß loosen, 'n ganzen Tag schon . . . Trampeln und Schmeißen mit die Tieren . . . von frühen Morgen . . .“

„Der is zu heite abend“, sagte der Nachbar. „Da ham se zu tun.“

Seit dem Morgen schon standen im Hauptsaal zwei Lamm, an jedem Ende eine, und die Kinder waren daran, sie zu puzen. Auf der Diele lagen lose Reiser für Fische und Bände.

Lange genug hatten die Bäume draußen warten müssen. Nun waren sie verteilt. Die großen kamen in den Hauptsaal, die kleinen in die Nebenäle. Im ganzen Hause roch es nach Grün.

Die Schablone, der Geschäftston, der sonst so oft durchklang, schien gewichen. Alle waren geduldiger, nachsichtiger.

„Selbst der Griesberg“, sagt Vater Heim. „Sonst wenn er mir heßt, schmeißt er mir, als ob id 'n Stück Holz wär'. Heite nimmt er mir wie'n Seichling, ganz behutsam.“

Vater Heim denkt nach.

„Aba 'n elliger Kerl is 's doch! Ham Se jehört, Lehmann, wat er neilich jesagt hat? Ree? Na, wissen Se! Re Affenichande is 's! Heern Se, sa' id zu ihm, Griesberg, id ha' io 'ne Schmerzen in die Veene, hauptsächlich wat io um die Zehens is, nich auszuhalten, sa' id Jhn! Quatsch, sagt er. Sie sind woll verrückt? Sie und Veene! Wissen Se, wo Ihre Veene sind? Na, wissen Se 's! — uff 'm Müll sind se! Heern Se, Lehmann, uff 'm Müll! Na, sa' id, von wejen — wat Sie da reden — det mecht id mir nun aba doch babitten, verstehen Sie mir? Det se wech sind, wech id woll, aba Sie müssen doch wissen, det danach inma noch die Zehens schmerzen. Aba von wejen uff 'm Müll, wie jesagt, — det babitt id mir! Quatsch mit Sooke, sagt er. Sie han sich janischt zu babitten! Wastehen Sie nu mir? Und wenn 's Jhn' nich paßt, denn können Se ja runter jehn, zum Direktor oda sonstwo, wo Se wollen, und sich da beschwerten. Heern Se, Lehmann, id soll jehn! Wo se mir de Veene abgenommen ham und er selbst dajewejen is, wie se mir einjehbracht und hinjehlegt ham, da soll id jehn! Is det nich ne ganze Jemeinheit?“

Das war es. Das mußte selbst Lehmann sagen.

„Denn id er 'n paar Tage rumjehangen, als ob er mir freffen mechte. Und jeschmissen hat er mir — 's war schon nich mehr schern. Ree, nee, Lehmann. Aba heite, wie jesagt, da nimmt er mir . . . So . . .“

Er hob behutsam die Arme.

„Wie 'n Seichling.“

Vater Heim war guter Laune. Das merkte man. Wenn er sonst darauf zu sprechen kam, daß sie ihm die Veine abgenommen und er nun auf anderer Gnade angewiesen sei — die Schmerzzeit erwähnte er fast nicht —, wenn er auf diese Dinge kam und von diesen noch auf manche andere, wurde sein Gesicht hart.

„Lacht mir bloß zufrieden“, sagte er, „von wejen die heitige Jeseßschaft! Jöttliche Ordnung! Kennen wir! Für die, wo's Portemonnaie ham! Mit 'n Armen machen Se nich Sperenzschens, nee, — frij oda stirb! So is 's! — ibaa! Na, wartet nur —“

Heute aber war er weich gestimmt.

„Jott mit ihm“, sagte er. „Mit 'n ganzen Griesberg. Eijentlich bin id ja ooch nich beese uff ihm. Ja bin 'n kranka Mensch und froh, wenn er mir in Ruh läßt.“

Es dämmerte.

Der Bettler erzählte vom vorigen Jahr. In demselben Saal hatte er gelegen. Am Abend hatten sie den Baum angesteckt und gelungen und die Stadt hatte alle beiseht. Ja . . . Sie schenkte immer daselbe. So ein bißchen nach Schema F. Jedem ein Paar Strümpfe.

Hier verstand man ihn nicht. Er lag zu weit fort. Man hörte nur murmeln.

Draußen klangen Schritte. Im Hauptsaal lachten die Kinder. Es war dunkel und still. Nur der Bettler sprach. Er wurde nicht besser! Was sollte das werden —?

Jemand tat die Tür auf. Ein Lichtstreif fiel herein.

Die Schwester.

So still? Schließen wohl noch? Nein? Da könne man wohl den Baum anzünden?

Das könne man.

Das Licht an der Decke flammte auf. Die Wärter kamen, die Schwestern kamen, selbst der Arzt kam. Einige blieben flüsternd an der Tür stehen, andere machten sich zu schaffen.

Zwei der Schwestern huschten von Bett zu Bett und legten auf jedes die Geißel — einen Keller mit Backwerk und ein weißes Päckchen — nieder. Dann traten sie zu den anderen.

Der Baum brannte. Er spiegelte sich in den Fenstern und es schien, als brenne nicht er allein, sondern noch mehrere neben ihm, in jedem Fenster einer. Es war warm und still und hell bis in die Ecken. Zuweilen züngelte eine Flamme auf, belebte ein Lammreis und knisterte leise.

An der Tür standen die Wärter und Schwestern und mit ihnen der Arzt, schon zu einem Häuflein gedrängt, als wüßten sie nicht recht was zu sagen. Sie flüsterten untereinander, dann traten sie ein wenig vor und begannen zu singen.

Vor allen schwebte ein Sopran. Ihm folgen andere, erst zögernd, dann kräftiger und lauter. Sie vereinten sich und flossen ineinander und waren doch wiederum alle zu unterscheiden, die dünnen Mädchenstimmen, der Tenor des Arztes und Griesbergs Waj.

Die Kranken lauschten. Sie sahen bald den Baum, bald die Sänger an. Manche schienen gerührt, manche lächelten.

Nur Vater Heim nicht. Er lag still, das Gesicht abgewandt, die Hand auf den Augen. Vor ihm lag ein geöffnetes Päckchen, in dem etwas Graues saß. Er beachtete es nicht. Er lag auf dem Rücken, den Kopf vergraben und etwas schüttelte ihn. Zuweilen stieß er einen Laut aus, einen seltsamen Laut, von dem man nicht recht wußte, ob es Seufzen war oder Lachen oder ob er in den Gesang einstimmen wollte.

Eine Schwester beugte sich über ihn.

Nein, er lachte nicht. Er wollte auch nicht singen.

„Ja, was ist es denn?“

„Ach — es schüttelte ihn — „da jeben se mir nu Strümpfe, wo id jar leene Veene mehr ha! Abgenommen sind se — beede — und uff 'n Müll — ja — uff 'n Müll sind se — —“

Er schluckte.

„Det is jehw' wieda der Griesberg, der mir ärjern will —“

Von der Tür, an der sich das Häuflein Menschen drängte, klang schon der Choral.

Die Entstehung des Weihnachtsfestes.

Die großen Volksfeste des Christentums sind ebenso wenig wie das ganze Christentum selber mit einem Schlage in Deutschland „eingeführt“ worden. Das „Christentum“, das sich von Italien, Gallien und Britannien her nach Deutschland vorschob, war im ganzen mehr eine fortgeschrittene Wirtschafts- und Sozialkultur. Soweit es eine selbständige Gedankenmacht war, mußte es sich aber den Verhältnissen, in die es kam, anpassen. Es wäre der helle Wahnsinn gewesen, wenn die christlichen Agitatoren zu den innerhalb der germanischen Völker bestehenden Volksfesten plötzlich drei neue hätten hinzufügen wollen. Soweit reichte der politische Blick der Missionshäuptlinge auch: mit Befehlen von oben war hier nichts zu machen. So wies schon Papst Gregor im Jahre 496 die Wanderprediger in Deutschland ausdrücklich an, „die einheimischen Bräuche nicht zu stören, sondern sie vorsichtig umzudeuten“.

Feste, Volksfeste, entstehen überhaupt nicht mit einem Male. Feste sind ganz natürliche Erscheinungen im jährlich sich wieder-

holenden Leben des Volksganges. Die Feste sind dem Leben jedes Volkes angepaßt. Die ganze wirtschaftliche und soziale Eigentümlichkeit eines Volkes kann in seinen Festen zum Ausdruck kommen. Gerade die neuen Forschungen zur Entstehung des Sabbaths (Sonntags) haben bewiesen, wach große Rolle diese Verhältnisse spielen. Innerhalb des alttestamentlichen Schrifttums z. B. gibt es zwei Quellenrichtungen (neben anderen). Die eine ist ein Priestertodestag aus sehr junger Zeit. Die andere eine Gesezesammlung aus älterer Zeit. Daß der Priestertodestag jünger ist als diese erkennt man auch daran, daß letztere die Entstehung des Sabbaths auf soziale Gründe (Knecht und Magd müssen ausruhen, damit sie nachher um so frischer arbeiten können), der sogenannte Priestertodestag dagegen den Sabbath auf rein ideale Gründe (Ehrung Gottes usw.) zurückführt.

Als das Weihnachtsfest in Deutschland eingeführt wurde, hatte es schon eine stürmische Geschichte hinter sich. Diese Geschichte interessiert uns jetzt nicht. Wir begnügen uns zu sagen, daß man bis zum Jahre 354 kein offizielles Weihnachtsfest kannte. Um das Jahr 200 z. B. interessierten sich höchstens ein paar Theologen für die Umstände bei der Geburt ihres Gottesmenschen. Mit den Streitigkeiten über die Menschen- und Gottesnatur Christi wurde das anders. Aber erst mit der beginnenden Verstaatlichung hat die Kirche es durchgesetzt, daß ihr neues Geburtstagsfest offiziell, d. h. durch Dienstfreiheit der Beamten usw., gefeiert wurde. Damit wurde es freilich noch lange kein Volksfest. Den Charakter eines Volksfestes erreichte man dadurch, daß man das neue Fest zwischen zwei uralte römische Feste, die Saturnalien und die Januar-Kalenden, legte. Und die Kirchenpolitik ging nun natürlich dahin, möglichst viele der alten Volkssitten und -Bräuche gerade dieser beiden Feste dem neuen christlichen Fest einzugliedern. Nichts ist falscher, als sich die Christen von damals als konsequente Feinde und Bekämpfer sogenannter heidnischer Vorstellungen und Unsitten zu denken. Nicht nur die großen Feste, auch die Geburts- und Todestage der Märtyrer gaben dem „christlichen“ Volke Anlaß zu den ausgelassensten und ausschweifendsten Handlungen. Die Kirche hat immer soviel Unsitte gebildet, als es ihren politischen Interessen entsprach.

Wie hat sich das Weihnachtsfest bei uns in Deutschland entwickelt? Noch klarer als in Italien können wir hier die wirtschaftlichen und sozialen Grundlagen erkennen, auf die die Politik der Kirche Rücksicht nehmen mußte. Die Geschichte des Weihnachtsfestes im Mittelalter ist die Geschichte der Unbequemung der Kirche an diese Grundlagen, der schlauen Benützung uralter Sitten zu kirchenpolitischen Zwecken.

Deutschland — um die hier in Betracht kommenden Länderstriche so zu nennen — kannte nur drei Jahreszeiten: Frühsummer, Spätsummer, Winter. „Diese Einteilung beruhte auf rein wirtschaftlicher Grundlage.“ (Tille, Geschichte der deutschen Weihnacht.) Mitte März kam das Vieh auf die Weide, Mitte November in die Ställe. In die Zeit der größten Sommerhitze fällt der Zeitpunkt der Weidezeit. Das ergab also drei ungefähr gleich große Jahresabschnitte.

Uns interessiert für die Weihnachtsfrage naturgemäß der Anfang des Winters: Mitte November. Um diese Zeit kam das Vieh in die Ställe. Bei dem Fehlen des Ackerbaues (in frühester Zeit) war die Beschaffung von Winterfutter nicht leicht. Es wurde im November und Dezember ein großer Teil des Viehbestandes geschlachtet. Hauptkulturvieh des ganzen deutschen Mittelalters war das Schwein. Anfang November wurden eine Menge Schweine eingeschlachtet. Schon bei diesem ersten Schlachten bot sich Gelegenheit zu Besuch und Feier, indem nicht überall am gleichen Tage geschlachtet wurde. Einen Monat später fiel eine zweite Schlachtzeit. Zuchtbullen, Hengste und Eber mußten während dieses Monats für die Fortpflanzung sorgen. Nachdem sie ihre Schuldigkeit getan, wurden sie feierlich herumgeführt und öffentlich geschlachtet.

Diese beiden Schlachtzeiten waren altgermanische Feste. Es sind der heute sogenannte Martins- und Nikolaus-Tag. In beiden spielt bekanntlich bis heute das Essen (z. B. die Martinsgans) eine große Rolle. Nikolaus heißt der Mann, der am ersten Schlachtfeste die Zuchteber beschäftigt und alle auswählt, die bis zum zweiten Fest verwendet werden sollen. Auch das Wort Zuch soll nach einer ansprechenden Hypothese mit Schlachten zusammenhängen. Diese beiden Schlachtfeste sind die einzigen Winterfeste der alten Germanen. Speziell von einer Winter Sonnenwendfeier zu den Zeiten germanischer Religion wissen wir nichts. In diese altgermanischen Verhältnisse drang römische Kultur und römischer Kalender ein. Aber nur theoretisch. „Die auf wirtschaftlicher Grundlage ruhenden Festzeiten wurden dadurch nicht erschüttert.“ (Tille, a. a. O. 11.) Wohl aber geht die Verlegung eines anderen Festes auf römischen Einfluß zurück. Ursprünglich feierten die Germanen Neujahr beim Winteranfang. Dann wurde auch das Feuer des Herdes erneuert — meist mit Festlichkeiten. Durch römischen Einfluß und durch das Aufkommen der Weidkultur, die ein Weiden des Viehes noch im November erlaubt, also den Jahresanfang mehr in den Winter verschiebt, wurde das Neujahrsfest allmählich auf den 1. Januar gedrängt. Wir haben also ein vom Herbst in den Winter verschobenes Neujahrsfest, in dem sich das altgermanische Herdfeuerfest mit dem römischen Kalendenfest verbindet. Und auch von den Schlachtfesten fiel noch etwas in den Januar hinein. Denn mit dem Wachsen des Feldertrages wird die Notwendigkeit, sich des Viehes durch Schlachtung zu entledigen,

immer geringer. Die Schlachtzeit rückt also auf Januar und Februar hin — wo sie noch heute bei den kleinen Bauern liegt.

In diese Verhältnisse drang das Christentum mit seinem Jesus-Geburtstagsfest des 25. Dezember ein. Wir verfolgen die Etappen, in denen es vordrang, bis es sich schließlich festgesetzt hatte. Die gesamte deutsche Bauernschaft hat mit zähem Widerstande bis ins sechzehnte und siebzehnte Jahrhundert sich gegen die christlichen Feste, speziell gegen das wirtschaftlich unpraktisch gelegene Weihnachtsfest, gestraubt.

Das erste Kompromiß, das die Kirche schloß, war die sogenannte Adventszeit. Sie wurde eingeführt, um eine Verbindung zwischen dem altgermanischen Neujahrsfest und dem Weihnachtsfest herzustellen. Sie bildete einen ganz neuen Festzyklus und dauerte etwa 6 Wochen. Gregor I. wollte sie auch seinen Römern aufdrängen. Aus leicht begreiflichen Gründen schlug das fehl. Die kirchliche Festsetzung und Ausbildung des Adventsfestes ist ein reines Zugeständnis an die alten germanischen Verhältnisse. Natürlich fand man sehr bald ein ideologisches Mäntelchen, das dazu paßte: die 6 Wochen sollten „Vorbereitungszeit“ für das Fest sein.

Aber nicht einmal die nachdrückliche Propagierung des unbeliebten Festes hat die Kirche von Anfang an gewagt. Im sechsten Jahrhundert, wo die Feier in Italien schon weit verbreitet war, ist sie in Deutschland noch sehr zaghaft vorgegangen.

Das Weihnachtsfest, wie es am Ausgange des Mittelalters vorliegt, ist ein Produkt des römischen Kalenden-Festes, des christlichen Jesus-Geburtstagsfestes und der zwei großen Feste des deutschen Herbstes, deren wirtschaftliche Unterlagen wir oben kennen lernten. Alles Volkstümliche an dem Weihnachtsfeste stammt von letzteren, nicht aus Rom und nicht aus Palästina. Der Import ausländischer Ideologie hat dem Weihnachtsfest seinen volkstümlichen Charakter nicht genommen — bis zu unserer Zeit, wo auch das Volkstümliche als Ideologie erkannt wird und damit stirbt.

Wir sahen schon oben die große Bedeutung, die Martins- und Nikolausstag im wirtschaftlichen Leben der Germanen einnahmen. Im ganzen festländischen West-Germanien, auch am Lech und im Baden war der Martinstag der Tag des Gesindewechsels. Im alten Sachsen war er zugleich der erste Nochtachttag. In der Zeit der Kommunewirtschaft wurde am Martinstag das gemeinsame Vieh eingetrieben. Der gemeinsame Kuhhirt übergibt seine Herde und legt Rechnung ab. Wit all dem waren natürlich Festlichkeiten und Sämauerereien verbunden — von deren Bedeutung der heute zum Gänseessen geladene Spießer nichts mehr weiß, die aber ursprünglich eine große Rolle im Arbeitsleben des Volkes spielten.

Wie der Martins-, so hatte der Nikolausstag seinen eigenen Sinn. An ihm fällt der alte Zuchteber dem Weile anheim. In den Bären-Umzügen Osterrheins und Süddeutschlands hat sich das Andenken an die große Bedeutung des Zuchtebers für das Nikolausfest noch erhalten. Nikolausstag war von vorchristlicher Zeit an ein Kindertag. Bescherung und Festbäumchen sind durchaus nichts spezifisch christliches. Auch am Martinstag bekamen die Kinder Geschenke von verummten Gestalten. Und am Nikolausstag entwickelte sich daraus eine regelrechte Kinderbescherung. Der ganze Süden und Westen deutscher Junge kennt heute noch neben dem Weihnachtsfest das Nikolausfest.

Diese ausgebildeten Feste traf die Kirche in Deutschland an. Es blieb ihr nichts anderes übrig, als sie zu übernehmen, sie anzuerkennen und ihnen ihren christlichen Segen zu geben. Mit achtunggebietender Schlaueit hat sie gewußt, sie christlich auszuinterpretieren und christlich zu umkleiden. Besonders das Kinderfest hat sie ausgebildet. Auf Nikolai legte sie die Wahl eines sogenannten Kinderbischofs, der eine Kinderherrschaft antrat, die bis Weihnachten dauerte. In Hamburg ist dieses christliche Kinderfest zu einem großen Stadtfest angewachsen. Wie stark aber die alten aus dem Arbeitsleben des Volkes erwachsenen Traditionen noch waren, beweist die Tatsache, daß noch im 17. Jahrhundert ein Theologe gegen die Nikolaus-Bescherungen als etwas heidnisches loszieht.

Aber so lange die alten Feste noch gesondert bestanden, vermochte das neue Geburtstagsfest nicht durchzudringen. Sein Inhalt war für die Bedürfnisse des deutschen Bauern und späteren Stadtbürgers zu fremd, als daß er die Menge hätte kräftig anziehen können. Nachdem die Kirche bis ins 14. Jahrhundert vergeblich versucht hat, aus ihrer kirchlichen Jesusgeburtstagsfeier einen Volksfesttag zu machen, beginnt sie ein anderes großes Kompromiß. Sie gibt das neue Fest als solches auf und begnügt sich, es mit den alten Volksfesten zu verschmelzen. Daraus erst entstand das deutsche Weihnachtsfest.

Schon von Anfang an hatte man am eigentlichen Weihnachtsfest gestatten müssen, was gar nichts mit ihm zu schaffen hatte. So das Singen eigener deutscher alter Lieder. Das Tanzen rings um die Kirche herum. Und vieles mehr. Und je volkstümlicher das Fest wurde, desto mehr drang a. A. dem Feste fremder Brauch darin ein. Zumal aber mit der vom 14. Jahrhundert beginnenden Zusammenziehung aller Winterfeste auf ein großes Weihnachtsfest nahmen die alten Bräuche überhand und drohten zeitweise das junge Weihnachtsfest fast zu erlösen. Gerichtszeiten, Termintage, alles, was sich sonst an Feierlichkeiten und woran sich Feierlichkeit knüpfte, schob sich auf Weihnachten zusammen. Auch

der Dienstbotenwechsel rückte nun stellenweise von Martini nach Weihnachten. Noch 1862 war in manchen Orten Schwabens der Weihnachts- resp. Stephanstag der Tag des Gesindewechsels. Selbst den eigentlich schon zu Martini fälligen Lohn erhielten jetzt die Gesindeleute und Hirten erst zu Weihnachten, was den Interessen ihrer „Herrschafsten“ natürlich trefflich entsprach.

Aber auch in dieser christlichen Aufmachung war und blieb das Fest immer noch zur Hauptsache ein *Ess- und Trink-* und *Freuden-* und *Kinderfest*. Das Christliche war immer nur ein dünner Lack. 1588 wurde dem Räte zu Kaufbeuren eine Anklage „betreffend den Pfarrherrn Gaing“ übersandt. Darin heißt es, daß er „in öffentlichen Gasthäusern sich bezeuge mit jungen Wurschen und daß er unzüchtige Lieder singe; vor etlichen Jahren hätten ihn vom Schweinemahle am St. Stephan vier Männer auf einer Mistbahre heimtragen müssen“.

Diesem hiederer Diener des Herrn sagte das Christfest in alter germanischer Couleur offenbar mehr zu als in der gefühlvollen Art, wie er es zu lehren angestellt war. Und ob nicht auch heute noch diese alte germanisch-weihnachtliche „Fleisches“-Lust in Deutschland stark ist, das mag jeder für sich beantworten.

Kleines feuilleton.

Weihnachtslichte und chemische Industrie. „Geh in den Laden und kaufe ein Wachslicht.“ sagt die Mutter etwa zu ihrem Jungen oder Mädchen, das ihr eine Kerze für den Haushalt vom Drogisten oder aus dem Seifengeschäft besorgen soll. Andere verlangen eine Stearinkerze und entrichten dafür ihren Obolus von 5 oder 10 Pfennigen. Sie erhalten weder eine Wach- noch eine Stearinkerze; das Material, aus dem der bei weitem größte Teil aller Kerzen heute angefertigt wird, besteht aus ganz anderen Stoffen. Das Bienenwachs, aus dem ehemals, schon im Mittelalter und noch vorher, alle Kerzen gemacht wurden, ist im Laufe der Zeit viel zu teuer geworden und darum von anderen billigeren Stoffen, wie sie die moderne chemische Großindustrie in großen Mengen heute produziert, vor allem den verschiedenen Paraffinarten, verdrängt worden. Nur Leute oder Institute, die sehr viel überflüssiges Geld haben, wie etwa Kirchen, verwenden noch heute echte Bienenwachskerzen. Ganz ähnlich verhält es sich mit dem Stearin, das zwar billiger als Bienenwachs ist, aber doch immer noch viel zu teuer für einen Massenartikel, wie die Kerze ihn trotz moderner und modernster Beleuchtungsmittel noch immer darstellt. Mit dem Aufschwung der Petroleumindustrie, der erst seit der Mitte des verflossenen Jahrhunderts herrührt, wurden aus dem rohen Erdöl neben Benzin, Leucht-petroleum und anderen flüssigen Produkten auch große Mengen Paraffin gewonnen. Dieses in gereinigtem Zustande schneeweisse, feste Material sollte in der chemischen Großindustrie bald eine ungeheure Bedeutung erlangen. Da es in viel größeren Quantitäten als die tierischen Produkte Bienenwachs und Stearin, die auf die Ausbeute aus den Bienenstöcken und den Talgiedereien beschränkt sind, gewonnen wird, ist es erheblich billiger als die genannten Produkte. Die allermeisten Lichte bestehen heute gänzlich, wie die beliebten bunten Weihnachtskerzen, oder zum großen Teil wie die undurchscheinenden, mattweißen Lichte, die fälschlich meist als Stearinkerzen bezeichnet werden, aus Paraffin. Denn dieses ist vier- bis fünfmal billiger als reines Bienenwachs oder Stearin, trotzdem ein sehr hoher Zoll (10 M. pro 100 Kilo) auf ihm lastet. Schon der Zoll läßt darauf schließen, daß inzwischen auch Deutschland an der Paraffinproduktion selbst teilgenommen hat. Das ist in der Tat in gar nicht so geringem Maße der Fall. Weniger aus Petroleum, das zwar auch bei uns in Hannover und im Elsaß aus dem Erdinnern in unbedeutendem Maße gefördert wird, als vielmehr aus den Rückständen der Braunkohlenindustrie wird hierzulande ein sehr gutes festes Paraffin gewonnen. Diese Produktion an Paraffin ist eine so ergiebige, daß in den Bezirken des deutschen Braunkohlenbergbaues, namentlich im sächsisch-braunschweigischen Kohlenrevier, große Werke existieren, die sich als Tochterwerke der betreffenden Bergbauunternehmungen lediglich mit der Fabrikation von Paraffinkerzen befassen. Das deutsche Paraffin, das ebenso wie jedes andere ein Kohlenwasserstoffgemenge darstellt, hat den Vorzug viel größerer Härte und eignet sich deshalb für die Kerzenfabrikation in hohem Maße. Alle die glasig erscheinenden bunten und ungefarbten Lichte sind reine Paraffinkerzen. Um der Paraffinmasse eine schöne, volle, weiße Farbe zu geben, ist nur ein Zusatz von einigen Prozent Stearin nötig. 5—10 Proz. genügen vollkommen, meist noch weniger, um dem Gemisch das glasig-paraffinartige Aussehen zu nehmen. Aus dieser Komposition bestehen die schönen, weißen Lichte, von denen je nach der Größe 6, 8, 10, 12 im einzelnen Pfundpaket sind. Von den Fabriken werden sie auch wohl als Kompositionskerzen bezeichnet. Es sind auch noch wirkliche Stearinkerzen im Handel; einige Werke befassen sich ausschließlich mit ihrer Herstellung. Für das Gros der Käufer sind sie aber viel zu teuer. Echte Bienenwachskerzen gibt es heute im Verhältnis zu den übrigen eigentlich so wenig, daß sie praktisch für den Konsum kaum in Frage kommen.

Die Herstellung der einzelnen Kerzen vollzieht sich in der

Weise, daß unserer ausgebildeten Maschinenteknik entsprechend mit einem Male sehr viele Lichte gleichzeitig gegossen werden. Dazu dienen besondere Kerzengießmaschinen, die eine bestimmte Zahl von metallenen Kerzenformen auf einer großen Fläche nebeneinander angeordnet enthalten. Diese Metallformen stellen gewissermaßen die Negative der zu gießenden Lichte dar. Die Gießmasse wird auf die Plattform der Gießmaschine in geschmolzenem, heizem Zustand gebracht, so daß die flüssige Masse in die Formen hineinsinkt. Nun läßt man die Maschine eine Zeitlang stehen, bis das Material erkaltet, doch nicht bis zu dessen völligem Erstarrten. Alsdann werden nach Beseitigung einer oberflächlichen, von dem Rahmen der Maschine begrenzten, erstarrten Wachs-schicht die gesamten Kerzenformen mittels eines Hebelgriffes aus dem Bauch der Maschine nach oben gebracht und aus ihrem Innern die nunmehr fertigen Kerzen entleert. Durch eine sinnreiche Vorrichtung sind gleichzeitig damit die Dochte eingezogen, die sich auf besonderen Spulen befinden und in die Metallformen hineinführen, so daß sich die Kerzenmasse gleichmäßig um sie herumlegt. Die Färbung der Kerzen, die namentlich für die Weihnachtslichte in Frage kommt, ist natürlich schon vorher erfolgt, indem man die flüssige Gießmasse mit ein paar Gramm Anilinfarbe vermischt. Mit einem Hebelrud können mehrere hundert Kerzen je nach der Größe der Maschine hergestellt werden, die nur noch von den Dochtspulen abgeschnitten und dann in geeignete Kartons gepackt zu werden brauchen. Der Konsum an Kerzen ist ein ganz ungeheurer und nimmt namentlich zu Weihnachten enorme Dimensionen an. Wenn auch durch die modernen, besseren Beleuchtungsmittel die Kerzen an Bedeutung sehr verloren haben, so sind sie doch für gewisse Zwecke auch heute noch unentbehrlich. Früher zog die Hausfrau die Talglichte selbst; heute wird auf maschinellem Wege forrefter und schneller gearbeitet. Die schöne, alte Sitte, den duftenden Tannenbaum mit brennenden Kerzen zu erleuchten, wird jedenfalls noch lange fortbestehen. Der gewaltige Kerzenkonsum zur Weihnachtszeit beweist am besten, daß auch das moderne Volksempfinden den alten Brauch nicht missen will.

Vom Mistelstrauch. In den letzten Jahren ist die Verwendung des Mistelstrauches wieder mehr in Aufnahme gekommen; man sieht ihn vor dem Feste in manchen Blumenläden zum Verkauf ausliegen. Merkwürdig genug ist diese eigenartige Pflanze, die schon in grauen Zeiten die Aufmerksamkeit der Griechen erregte, und die auch im allgermanischen Kultus eine große Rolle gespielt zu haben scheint, durch den „Weihnachtsbaum“ bei uns verdrängt worden, sobald sie nur in England noch ihre Bedeutung als Weihnachtspflanze behielt. Das hängt jedenfalls damit zusammen, daß Weihnachten bei uns ein Fest der Kinder geworden ist und daß ein in Lichtern und sonstigem Schmuck prangender Baum doch einen anderen Eindruck auf kindliche Gemüter macht, als die unscheinbarere Mistel, die erst dem Erwachsenen ihre Merkwürdigkeiten enthüllt.

Wir sehen einen kleinen, holzigen Busch, der durch die stets gabelartige Verzästelung, die gelbgrüne Farbe und die weißlichen Beeren einen ganz eigenen Charakter erhält. Die Beeren reifen mitten im Winter, vom Dezember bis März; der Strauch ist immer grün. Alles an ihm ist „Anpassung“. Die Beeren werden von Drosseln und anderen Vögeln mit Vorliebe gefressen, die auf diese Weise für die Verbreitung der Mistel sorgen. Denn die Vögel haben die Gewohnheit, die Kerne, die ihnen am Schnabel kleben bleiben, an den Nestern abzustreichen. Und die Klebrigkeit, die von einer der Samen umfließenden Schicht herrührt, ist so groß, daß nicht leicht ein Kern die Erde erreicht, eine Eigenschaft, die sich der Mensch zunutze macht, wenn er aus den Beeren Vogelleim herstellt. Wenn die Samen zur günstigen Zeit keimen, so wachsen sie zu einer Hahnscheibe aus, die sich dem Aste oder dem Zweige dicht anschmiegt. Aus der Mitte dieser Scheibe bildet sich ein „Senker“, der die Rinde und die weichen Teile durchbohrt und erst bei der Erreichung der Holzschicht Halt macht. Durch das Holz geht er nicht, nicht etwa, um den Baum nicht weiter zu schädigen, sondern weil die noch nicht verholzten Schichten ihm mehr Nahrung bieten. Denn die Mistel ist ein echter Parasit, die sich von der Eiche, Pappel, Kiefer usw., auf der sie haust, die Nahrung bereiten läßt. Der Senker verzweigt sich entsprechend nach den Seiten, und ein großer Busch kann seinem Wirtes daher fühlbar werden. Mit dem Parafitentum hängt die bleichgrüne Farbe zusammen. Pflanzen, die sich ihre Nahrung selbst bereiten müssen, brauchen das dunkle Blattgrün dazu; die Mistel holt fast alles fertig aus der Wirtspflanze und bildet daher nur wenig Blattgrün.

Die Mistel ist in unseren Wäldern eine häufige Erscheinung und wenn man nach einem Sturme durch den Grünwald geht, findet man wohl bald Bruchstücke auf dem Boden. Manche Kiefern sind ziemlich reichlich mit ihr besetzt; viel häufiger sieht man die Erscheinung aber bei Eichen, die zur Winterszeit dann wie mit schwarzlischen Klumpen bedeckt erscheinen. Eine solche Eiche war den altgermanischen Priestern mit samt den Misteln heilig. Wir wissen nicht warum, aber wir können annehmen, daß die eigentümlichen Lebenserscheinungen und nicht zuletzt der Umstand, daß der Strauch in der grimmigsten Winterzeit seine Früchte reift, ihm diese Rolle verschafft haben. Er wird eben gar zu sehr vom Gewohnten ab. Auch in der Gabelform seiner Verzästelungen, die die Mistel auch zur „Wünschelrute“ werden ließ.